

Puerto Escoses

08°49'800''N / 077°38'000''W



Puerto Escoses, eine tiefe Mangroven - gesäumte Bucht mit Flusszuläufen aus den umgebenden Bergen, ein idealer Platz zum Rasten. Der Törn von St. Marta hierher, so ideal er auch war, hat uns angestrengt, denn die jeweils ersten 3-4 Tage auf See sind immer die mühsamsten, Seekrankheit und die Eingewöhnung an den Wachrhythmus fordern ihren Preis. Am Ankerplatz liegt schon die CINDERELLA; wir werden von der paradiesisch hergerichteten Crew begrüßt.



An den Ufern wachsen Mangroven, an den Hängen sind Kokospalmen zu sehen, Bananen und Papayas zeugen von der Landwirtschaft der Kunas. Acht palmenbedeckte Hütten stehen am Ufer die anscheinend nur genutzt werden, wenn die Indianer zur Ernte in die Bucht kommen. In den kommenden Tagen sehen wir sie nur gelegentlich aus der Entfernung. Später steigt aus den Hütten Rauch auf,



drei Burschen kommen in einem Einbaum angepaddelt, besuchen uns und die Cinderella, bitten uns unter Zuhilfenahme unseres Wörterbuches um etwas Reis.



Einen kleinen Haufen zarter Fische, keiner länger als 20 cm, haben sie gefangen, von der Cinderella haben sie Öl zum Braten und Bier bekommen, dazu Reis, ein perfektes Dinner, nun Gott sei Dank gibt es gelegentliche Segler!

Die Bucht ist naturbelassen, die Mangroven sind zu veritablen Bäumen ausgewachsen. Reiher, Papageien und Hühnergeier sind im Ufergeäst zu sehen, mit Dämmerung hören wir das Schreien der Affen, die Papageien fliegen paarweise keppelnd zu ihren Schlafplatz.





Ganz anders als auf den ABC Inseln gibt es hier ergiebige tropische Regengüsse und Gewitter, nach denen sich das Wasser der Bucht braun färbt. Wie aus Kübeln kommt der abendliche Regen herunter, wäscht die TWIGA, Regenböen fegen über das Wasser,



grollender Donner kommt von der Landseite. Die Regengüsse füllen Frischwasser ins Dingi, das dann als Badewanne dient.



Soviel Süßwasser, herrlich! Das Regenwasser ist uns zum Wäsche waschen sehr willkommen. Nach dem Regen wirkt die Luft klarer, aus den Tälern steigen Nebelwolken auf,



die Sonnenstrahlen kommen wie Scheinwerfer durch die Wolken.



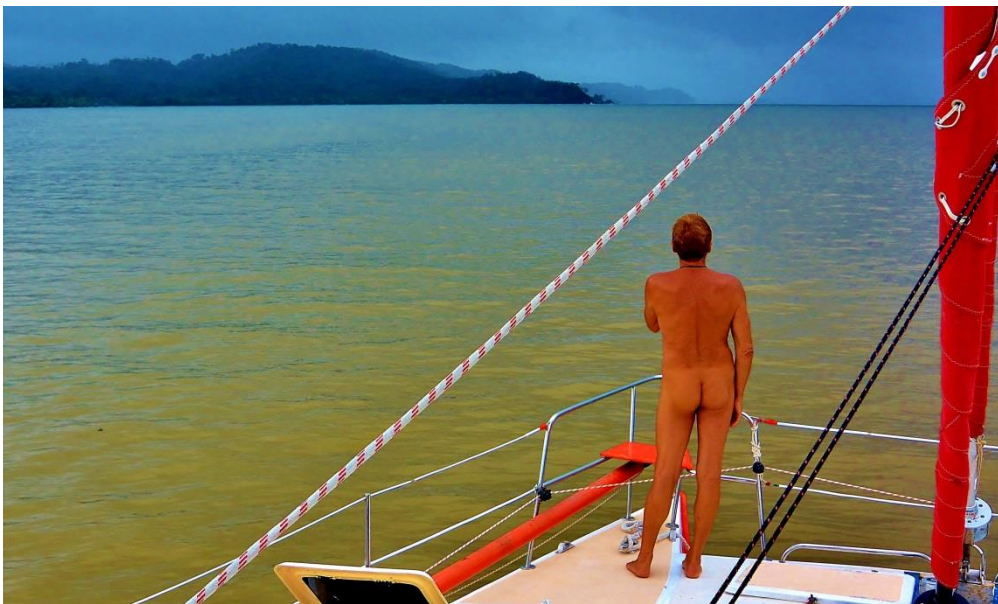
In den Morgenstunden ist es meist sonnig und trocken, Zeit füreinander, bevor die Wärme des Tages in Schwüle umschlägt. Wäsche trocknet, ein paar Pflegearbeiten können gemacht werden, Dagmar wünscht ihren Franz in den Mast,



Wir sind eher auf der ruhigen Seite, lesen, schreiben, machen am Abend Besuch bei den Nachbarn, eine Runde plauschen und ein kühles Bier zum Sonnenuntergang.

Internet gibt es hier nicht, noch nicht einmal Zugang zur Handy-Telefonie. Nur die Iridium Verbindung steht, darüber können wir kurze Emails austauschen und Wetternachrichten beziehen.

In den Nächten ist es ruhig, all die Autos, die Sirenen, das Tuten der Alarmanlagen, das Blöken der Bässe der Diskotheken – nichts davon. In dieser Ruhe –fern der Zwangsbeschallung der Stadt - entsteht wieder der Wunsch Konzerte zu hören, heute die Solo-Cello Suiten von Bach, deren feine ausdrucksstarken Melodien die hiesige Natur beschreiben, so als hätte Bach sie für diese Landschaft komponiert.



In uns kehrt Ruhe ein – wir verweilen...

Intimschmuck, Schotten, Gold und Kakao

Und natürlich war auch in dieser so friedlich erscheinenden Bucht nicht immer Ruhe und Friede zu Hause. 1698 initiierte W. Patterson eine Expedition von Schottland aus nach Panama, 3000 Menschen machten sich auf den Weg. Finanziert wurde das Unternehmen von nationalbewussten Schotten, die dafür über 30% des verfügbaren Nationalvermögens aufbrachten. Hier, in unserer beschaulichen Bucht wurde das Fort St. Andrews errichtet und die Kolonie New Edinburgh gegründet, dann war es mit dem Fortschritt auch schon aus. Gold gab es keins mehr zu klauen, das

hatten die Spanier früher abgeräumt, die ihrerseits von eben jenem W. Patterson ausgeraubt worden waren, der Jahre zuvor als Pirat und Sklavenhändler in den kleinen Antillen tätig war. Aus den Erträgen hatte er Jahre später mit zwei weiteren Kumpanen die BANK OF ENGLAND gegründet. Es gab zwar und gibt immer noch Gold in den Flüssen des Kuna-Gebietes, die Gewinnung ist jedoch mühsam und derzeit verboten, zu negativ sind die historischen Erfahrungen mit Goldbesitz. Die Indianer in Süd- und Mittelamerika benutzten Gold nicht als Zahlungsmittel, sondern für Schmuck und kultische Zwecke. Geschmeide für die Damen, für Skulpturen an Gebäuden, in Haushalten, Intimschmuck für die Herren ausgeführt als Penishülle – symbolträchtig mit einem Krokodil oder Vogel verziert: hier zeigt sich Kreativität!



Für den Alltag und den Warenverkehr war Gold entbehrlich, das allgemein gültige Zahlungsmittel der indigenen Kulturen waren Kakaobohnen, wohlschmeckend, teilbar, fast alle gleich groß, nachwachsend und haltbar. Es entfiel mithin die wirtschaftliche Notwendigkeit neues Gold nach dem Raub durch die Spanier zu schürfen – also keine Beute für die Schotten in Sicht.

Die Schotten wurden sowohl durch die Indianer als auch durch die Spanier bekämpft, zusätzlich sabotierte die englische East Indian Company den Nachschub von London, Gelbfieber und Malaria dezimierten die Reihen der Siedler, die landwirtschaftlichen Erfahrungen aus dem schottischen Hochland taugten nicht für die Tropen, die Highlander hungerten. Ein zweiter Siedlerschub kam mit fataler Verspätung, das Unternehmen scheiterte, von den 3000 Schotten die auszogen blieb keiner als Siedler übrig, nur 1000 kehrten drei Jahre später verarmt nach Schottland zurück. Fort St. Andrews blieb zurück, die Anteilsscheine des teuren Unternehmens

wurden wertlos, Schottland war pleite und konnte sich so der Vereinigung mit England nicht länger widersetzen.

Außer dieser Episode ist nur wenig aus der Kolonialzeit bekannt geworden; einige Geschichten von Piratennestern entlang der Küste würzen die Historie, doch nachhaltige Spuren sind nicht geblieben. Und aus der vorkolonialen Zeit gibt es keine Überlieferungen, die Kuna sind erst vor einigen Jahrhunderten eingewandert, aufgeschrieben haben sie nichts. Fort St Andrews liegt verfallen unter den mächtigen Baumwurzeln des Küstenregenwaldes. Die Natur hat sich den Raum zurückgenommen.



Suledup

08°53`500N / 077°41`000W

Die erste Ortschaft auf den Blas Inseln liegt auf Suledup, wenige meilen nordwestlich von unserem Ankerplatz in Puerto Escoses.



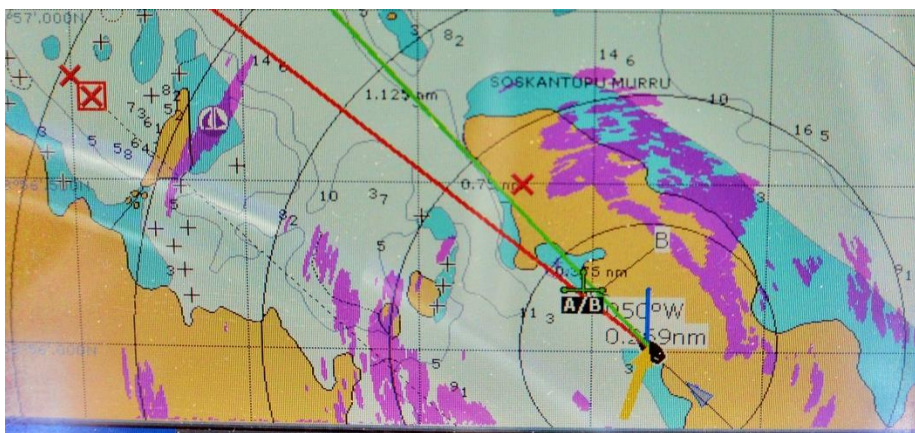
Wir wollen heute noch weiter bis nach Mulatupu, doch Zeit für eine Pause vor Anker um sich den malerischen Ort vom Wasser an zu sehen nehmen wir uns. Dicht an dicht stehen die aus Bambus, Mangrovenstangen und



Palmwedeln errichteten Hütten, Stege führen ins Wasser, kleine Verschläge auf den Stegen dienen als Toiletten und Duschhäuschen. An der kurzen Stadtpier liegt ein kolumbianischer kleiner Frachter, ein Holzschiff, das die Ortschaft mit Gemüse, Klamotten, Getränken versorgt. Kinder spielen an den Stegen, ältere sind



in kleinen Ulu, den Einbäumen unterwegs, Männer kommen vom Festland angepaddelt, Außenborder sind nicht zu sehen. Weiter gehts zwischen Soskandup und dem Festland entlang, immer hüsch vorsichtig, denn lange nicht alle Riffe und Untiefen sind in der Karte verzeichnet wie wir kurz vor Mulatupu zu spüren bekommen als die Twiga plötzlich Fahrt verliert und wir auf ein flaches Riff aufgelaufen sind; mit beiden Maschinen retour kommen wir schnell wieder frei, unser Aufmerksamkeitspegel hat sich für einige Zeit wieder erhöht! Für die gesamten St Blas Inseln gilt, dass das Kartenmaterial der amtlichen Seekarten, die auch den Plottern

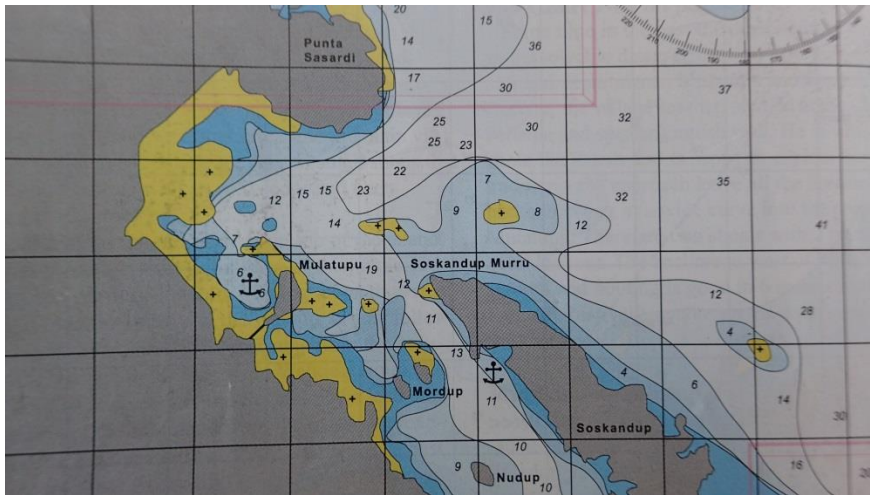


zugrundeliegen entsetzlich ungenau sind. Im östlichen Teil sind die Ungenauigkeiten noch größer als im westlichen Teil, Der Segelführer vom Eric Bauhaus ist wesentlich besser als die antlichen Seekarten.

Mulatupu

08°57'000077°45'250``W

Der Ankerplatz bei Mulatupu ist bestens geschützt. Versorgungsschiffe kommen regelmäßig, alles alte Modelle passend zu den Kunas.



Schiffe, die man andern Orts nur noch in Museen findet, der Schiffbau der Zwanziger Jahre trifft sich mit Einbäumen zu einer nostalgischen Idylle.



Die Bewohner sind neugierig, kommen angepaddelt, stehen in ihren Ulus, blicken in unsere Plicht, umkreisen die bunte TWIGA, nur wenige versuchen irgend welche Waren, Molas, Fische, Bananen, Kokusnüsse zu verkaufen. Die Kinder spähen durch die Fenster ins Innere und finden Helga(in der Hitze natürlich unbekleidet) beim Brotbacken. Ein paar Kekse sind schon fertig, die Hände strecken sich in das Boot. Irgendwann wird es uns zuviel und es genügt ein Wink und die Kinder paddeln weg.



Dicht gedrängt stehen die Hütten des Dorfes zusammen. Die Bauweise, die Lebensweise unterscheidet sich in den Dörfern nicht all zu sehr. Im Osten hat sich moderne Technologie noch wenig eingenistet, fast keine Handys, nur wenig Elektrizität, die Ulus werden fast alle noch gepaddelt; weiter im Westen gibt es mehr Touristen, die Orte haben Strom, Handys werden spazieren getragen, Einbäume motorisiert. Es ist eine Zeit des schnellen Umbruches; noch vor 3 Jahren gab es keinen Strom und die Kanus wurden alle gepaddelt... Die Kuna Indianer leben fast alle auf wenigen Inseln zusammengedrängt, der Löwenanteil der 365 Inseln ist unbewohnt und am Festland befinden sich fast nur Landwirtschaft und Urwald.

Ein langer Steg verbindet die Insel mit dem Kontinent, es gibt keine



Straßenanbindung, alle Waren, auch Baumaterial werden mit Einbäumen oder Versorgungsschiffen geliefert. Eine große Schule im Bungalowstil steht

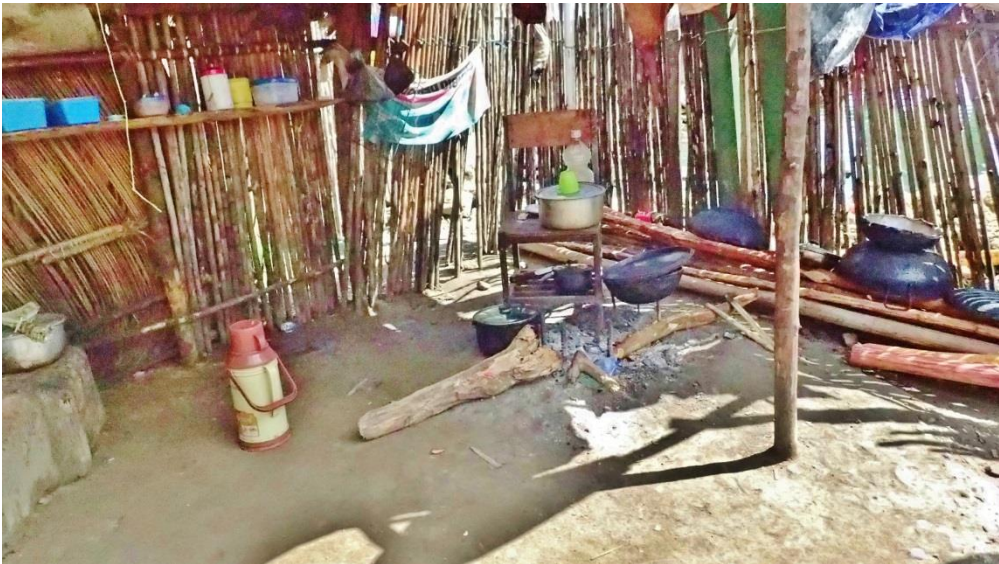


an Land, dicht dabei das Krankenhaus, in dem die Behandlung kostenlos ist, jedoch müssen die Medikamente selber gekauft und besorgt werden. Von den Indianern werden wir darauf angesprochen ob wir Medikamente für sie hätten, besonders Schmerzmittel sind begehrt.

In ein Haus werden wir zu Besuch eingeladen, die Familie hat sieben Kinder, eine normale Situation denn Verhütung ist verboten und die Frauen



bekommen mit ca. 14 Jahren ihr erstes Kind. Der Boden der Hütten besteht aus gestampfter Erde, ein Feuer in der Küchenhütte brennt am Boden, nur wenig Hausrat ist zu sehen, geschlafen wird in Hängematten. Die Frauen



sind mit Haushalt, Kindern und Molas nähem beschäftigt, die Männer mit Fischfang, Bootsbau und einfacher Landwirtschaft bei der keinerlei Maschinen eingesetzt werden. Es ist Ferienzeit, alle Kinder sind zuhause. Es besteht eine allgemeine Schulpflicht für sechs Jahre, eine hier passende Zeit denn mit 14 Jahren bekommen die jungen Frauen im Schnitt das erste Kind, die Männer werden ab 18 für erwachsen gehalten, sie haben mehr Zeit für

Schule und Ausbildung. Wir treffen die Familie auf ihrem Grundstück, das von Bambusstäben umzäunt ist, darin sind drei Hütten angeordnet. Die Frau wird stolz



präsentiert, der Säugling, die Kleinkinder, ein Ferkel das den Kindern als Haustier dient; der älteste Sohn, ca 13 Jahre, steht im Schatten der Hütte in



der Tür, lächelt, zieht seine Shorts ein Stück verheißend herunter, dreht sich um, schaut über die Schulter und geht wieder in die Hütte. Der Hausherr hat einen kleinen Laden, ein stolzer Mann, der uns am Nachmittag an Bord besuchen will; wir warten auf ihn aber er erscheint dann doch nicht.

Haustiere werden auch gehalten, jedoch hier und andernorts nur in geringem Umfang. Hühner und Schweine, beide in engen Käfigen und kleinen Verschlägen, auch diese werden ähnlich eng gehalten wie die Kunas selber leben. Ca. 4 m² bekommt ein Schwein als Lebensraum, der Verschlag liegt meist dicht am Ufer, errichtet aus Mangrovenstangen, manchmal sogar auf Pfosten erhöht, die Reinigung wird so denkbar einfach.



Nur sehr wenige alte Menschen sehen wir hier oder in den anderen Orten, die Kinder überwiegen.



An der Pier ist ein Küstenfrachter aus Kolumbien eingetroffen . Auf der Pier werden Textilien ausgebreitet, an Bord liegen Bananen, in Kisten sind



Zwieben, Kartoffeln, Obst und Gemüse angehäuft, vor dem Ruderhaus stapeln sich Bierpalletten mit heimischen Bier das sich großer Beliebtheit erfreut –auch bei uns. Die Kolumbianer kaufen die leeren Bierdosen wieder auf, sie werden plattgedrückt und als Alu-Rohstoff in Kolumbien



Verwertet; für uns recht praktisch, denn die Kunas nehmen deswegen gerne unseren Restmüll zur Entsorgung wenn wir ihnen dafür unsere vorsortierten leeren Bierdosen überlassen.

Isla Pinos

09°00'000'' N / 077°45'500'' W



Von allen Inseln des ST. Blas Archipels ist sie die auffälligste; 150 Meter hoch ragt der sanft gerundete Hügel in die Höhe, aus der Entfernung an einen Wal



erinnernd. Bei den Kunas heißt sie Tubak. Sie hat eine kleine Siedlung mit ca.



400 Bewohnern, auf dem Gipfel einen hohen Antennemast und am Hang liegt ein kleines Begräbnisdorf. Wir ankern eine halbe Meile südlich vom Dorf vor einem einsamen Sanstrand, Postkartenidylle mit Palmen, sauberem Wasser und einem feinen Korallenriff nahebei.



Wieder ein Ort der in der Geschichte der Piraterie eine große Rolle spielte. Wegen der auffälligen Hügelform war er auch ohne GPS relativ leicht anzusteuern, in der Meerenge zwischen Insel und Festland kann eine ganze Flotte sicher ankern und aus diesen Gründen hatte Francis Drake hier verweilt und den Überfall auf Nombre de Dios vorbereitet.

Ein Dorfbewohner der des Englischen mächtig ist spricht uns an, führt uns zum Sahiden, der, wie es seiner Würde entspricht, in seinem Haus in der Hängematte liegt, bekleidet mit einer Anzugshose sowie Hemd und einem

Filzhut wie er in den Zwanziger Jahren Mode war, eben der Zeit in der die Kunas sich ihre regionale Autarkie erstritten. Er lässt uns über den Dolmetscher wissen, dass wir für das Betreten der Insel 5 Dollar pro Person zu zahlen haben, außerdem sei das Angeln oder Aufsammeln von Kokosnüssen untersagt, Fische und Früchte solle man bei den Kunas kaufen.

Für die Elektrizitätsversorgung stehen seit erst zwei Jahren Pfosten vor den Häusern mit je einer Solarzelle drauf, die Kommunikation nach außen geht nur über die zwei Telefonzellen der Insel, Handyempfang gibt es nicht und Internet ist auch – noch- Zukunftsmusik. Zögerlich kommt die technisierte



Welt daher doch sie gewinnt an Geschwindigkeit, die bewusste Abschottung der Kunas wird immer löchriger. Und parallel zu dem Vormarsch der Außenborder, Handys, Fernseher weicht die wirtschaftliche Autarkie der Kunas zurück, genau so wird auch die kulturelle Eigenständigkeit dieser Indianer zur folkloristisch-musealen Erstarrung führen, nur noch gepflegt um der Eintrittsgelder willen. Doch noch sind die überkommenen Strukturen vorhanden, die Häuser werden nach wie vor aus Bambus und Palmenwedeln gefertigt, die Kanus aus jeweils einem Baum geschnitten, die Fischer sind mit kleinen Booten und Netzen unterwegs; das jeweilige Handwerk lebt noch, wird weiter praktiziert und gelehrt.

Um vom Sahiden die Genehmigung zu bekommen auf den Berg zu steigen müssen wir noch einmal zwei Dollar pro Person zahlen. Die Wanderung geht erst durch den dichten tropischen Urwald über einen erodierten Pfad, eine grüne Schlange, bunte Schmetterlinge, kleine Leguane und winzige

Frösche begegnen uns. Auf dem Gipfel sehen wir die Antenneanlage, teils zerfallen, die Eisenstreben verrostet, lose Kabel hängen herum; doch einige Solarpanele sowie eine neuere Richtantenne zeigen, dass die Anlage noch genutzt wird. Nur von oben vom Antennengerüst kann man in die Ferne blicken, zu hoch ist der Urwald drumherum.



Für den Heimweg wollen wir auf der anderen Seite des Berges hinunter, der Pfad wird immer unklarer, irgendwann verläßt er uns oder wir ihn. Große Mahagoniebäume, hohe Farne, dorniges Gestrüpp sind um uns herum, manchmal geht es unversehens steil bergab.



Wir brauchen zwei Stunden über Felsen, Geröll, durch dichtes tropisches Unterholz bis wir die Küste auf der anderen Seite erreichen.

Wir sind durstig und hungrig, Kokusnüsse liegen herum, kein Kuna in Sicht der bereit wäre sie zu verkaufen- wir greifen zur Selbsthilfe.



Der Rückweg entlang der Küste ist einfach, Sandstrände säumen die Meerseite der Insel, davor liegen schützende Riffe sowie eine schartige Karstgesteinsskulptur die, versunken im Sand während eines jahrhunderte währenden Kusses, den Weg schmückt.

